Sophie Drinker Institut

Online-Schriftenreihe des Sophie Drinker Instituts Nr. VII

herausgegeben von Christiane Barlag

Ute Gerhard

Die reiche Ernte musikwissenschaftlicher Geschlechterforschung und die Verwirrungen feministischer Theorie

Festrede zum 25-jährigen Jubiläum
des Sophie Drinker Instituts am 12. September 2026

Sophie Drinker Institut gGmbH, Bremen 2026
Alle Rechte vorbehalten
www.sophie-drinker-institut.de
info@sophie-drinker-institut.de
Satz/Gestaltung: Philine Lautenschläger

Auf keinem anderen Gebiet der Geschlechterforschung hat sich in den letzten 25 Jahren sichtbar und hörbar so viel getan wie in der Musikwissenschaft und im klassischen Musikbetrieb. Die aufmerksame Rundfunkhörerin und der normale Konzertbesucher können nur staunen, dass zunehmend Frauen nicht nur als Interpretinnen, sondern als Komponistinnen aus der Vergangenheit und Gegenwart zu entdecken und zu bewundern sind. Sehr allmählich und mit besonderem Bedacht finden die Werke von Komponistinnen Eingang in die Konzert- und Radioprogramme, machen exzellente Dirigentinnen Furore, begründen einzelne Instrumentalistinnen ihre Karriere, indem sie sich in ihrem Repertoire auf die Werke von Frauen spezialisieren.[1] Auch auf dem Buchmarkt finden die Schwestern, Ehefrauen oder Töchter berühmter Männer, deren Karrieren als Musikerin verhindert, untersagt oder abgewertet wurden, inzwischen vielfältige literarische Beachtung.

Und doch besteht kein Anlass, ins Schwärmen zu geraten. Da ist noch viel Luft nach oben. Die misogynen Vorurteile und patriarchalen Entgleisungen großer Meister gegenüber der Schöpferkraft und Genialität von Frauen können heute nur noch als peinlich bezeichnet werden (man denke nur an die Abwertung oder Missachtung so großer Künstlerinnen wie Clara Schumann, Fanny Hensel-Mendelssohn oder Ethel Smyth). Aber noch nichts ist heute selbstverständlich. Nach wie vor haben es nur vier von 129 öffentlich geförderten Berufsorchestern in Deutschland geschafft, eine Frau als Chefdirigentin zu engagieren. Oder anders gesagt: Keines der zwanzig internationalen oder der zehn europäischen sog. Spitzenorchester wird von einer Chefdirigentin geleitet.[2] Offensichtlich befinden wir uns auf einem langen Weg der Rehabilitation, der Nachforschung und endlich der Befreiung aus den Fesseln eines männlich definierten Kanons und kultureller Vorherrschaft. Dies hat, verzögert gegenüber anderen Disziplinen der Geschlechterforschung, aber nachhaltig in einem sich beschleunigenden Prozess zur Entdeckung einer reichen Ernte musikalischer Werke von Komponistinnen geführt ebenso wie zu neuem Wissen über den unschätzbaren Beitrag konzertierender Künstlerinnen zur Musikproduktion und abendländischen Musikkultur. Diese Ernte verdankt sich allein der Neugier praktizierender Musikerinnen und dem Mut zu

[1] Ein Beispiel ist Raphaela Gromes mit ihren Alben und ihrem Buch *Fortissima!: Verdrängte Komponistinnen und wie sie meinen Blick auf die Welt verändern*, München 2025.
[2] Wiener Zeitung vom 24.11.2023.

selbstbestimmter kritischer Forschung, d.h. grundlegender musikwissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung, wie wir sie hier und heute im Sophie Drinker Institut feiern.

Den Impuls zu kritischer und autonomer Geschlechterforschung gab die Neue Frauenbewegung, die wie die anderen neuen sozialen Bewegungen aus Protest gegen die politische Restauration, gegen das Verschweigen und Verdrängen einer nicht zu bewältigenden Vergangenheit für Selbstbestimmung und gleiche Rechte mobilisieren konnte. Immer waren es zunächst einzelne, die den Anstoß gaben, weil sie ihre persönlichen Erfahrungen von Diskriminierung, Ausschluss und Missachtung öffentlich zur Sprache brachten. So genügte 1977 ein dreiseitiger Artikel in der Zeitschrift *EMMA*, in dem Mascha Blankenburg heftig dem On-dit widersprach, dass es keinen weiblichen Mozart, Beethoven oder Bach gebe,[3] um in kurzer Zeit in aller Welt Musikerinnen und Komponistinnen zu finden, die zu gleichen diskriminierenden Erfahrungen und Einsichten gekommen waren. Sie gründeten 1979 den *Internationalen Arbeitskreis Frau und Musik*, aus dem das *Archiv Frau und Musik* hervorging und dem viele weitere Aktivitäten und Institutionen folgten. Hartnäckige systematische Recherchen sowie unerschütterlicher Wissensdurst schrieben von da an eine ganz neue, bisher unterschlagene Musikgeschichte.

Das Sophie Drinker Institut reiht sich in diese Forschungsbewegung und ihre Erfolgsgeschichte ein und entwickelte dabei ein ganz eigenes Profil. Es verdankt seine Existenz der Entschlusskraft und Expertise, ja, dem ‚Vermögen' einer Einzelnen, der Künstlerin, Musikwissenschaftlerin und Professorin für Musikpädagogik Freia Hoffmann. Unterstützt durch die Mariann Stegmann Stiftung hat Freia mit dieser freien, zunächst keiner Universität angeschlossenen Einrichtung nicht nur Räume geschaffen für Studierende, Doktorand:innen und wissbegierige Feministinnen auf der Suche nach ihrem kulturellen Erbe, sondern im Laufe der Zeit eine beachtliche Zahl engagierter Mitarbeiter:innen und Kolleg:innen zu gemeinsamer Forschung, Projekten und Kooperationen angestiftet. Die Kühnheit ihres Unternehmens und die Überzeugungskraft ihrer guten Ideen sowie die Produktivität all dieser Forschungen und Veröffentlichungen kann ich nur bewundern. Auf diese Weise ist in nur 25 Jahren ein

[3] Elke Mascha Blankenburg: Vergessene Komponistinnen, in: Alice Schwarzer (Hrsg.), *Emma* Nr. 11 (Nov. 1977), S. 44–46, hier S. 44. Digitalisat unter: https://www.emma.de/lesesaal/45142#pages/45.

bemerkenswertes Œuvre entstanden, ein wahrer Schatz neuer Erkenntnisse sowie Materialien und Quellen der Musikproduktion und Musikpraxis von Frauen, der uns jetzt als wieder gefundenes Kulturgut zur Verfügung steht.
Einige Beispiele dieser reichen Ernte möchte ich wenigstens benennen:

– Das DFG-Projekt zur Edition von Orchester- und Kammermusik der französischen Komponistin Louise Farrenc, das in 14 Bänden eine Kritische Ausgabe ihrer Orchester- und Kammermusik sowie ausgewählter Klavierwerke enthält.

– Das Online-Lexikon *Europäische Instrumentalistinnen des 18. und 19. Jahrhunderts*, das als Datenbank auf der Internetseite des Instituts verfügbar ist und auf diese Weise immer weiter ergänzt und verbessert werden kann.

– Das dreibändige *Handbuch Konservatorien* zur institutionellen Musikausbildung im deutschsprachigen Raum des 19. Jahrhunderts.[4]

– Die Schriftenreihe des Sophie Drinker Instituts mit inzwischen 18 Bänden, die vielfältige Künstlerinnen-Biographien und Pionierinnen der Musikpädagogik behandelt, insbesondere die schwierigen Ausbildungswege, Ausbildungsstätten sowie die Aufführungspraxis und Konzerttätigkeit nicht zuletzt als frühe Form weiblicher Berufstätigkeit und vieles mehr.

– Bemerkenswert und notwendig ist m.E. ein neuer Forschungsschwerpunkt, der die Aufgabe der Musikerziehung und Musikpraxis im NS-Staat kritisch untersucht.[5] Musik sollte nicht mehr Vorrecht bürgerlicher Eliten sein, und doch diente die Hinführung zu einer Musik des ‚Volkes' der Indoktrination hin zu einer hierarchisch, am Führerprinzip orientierten Volksgemeinschaft. So wurden insbesondere auch Volkslieder wegen ihrer Gemeinschaft stiftenden Bedeutung durch eine völkisch-nationalistische Geschlechterideologie vergiftet. War dies ein Grund, weshalb uns Nachkriegskindern das tradierte Liedgut verleidet wurde, oder warum wurden Volkslieder in der BRD kaum noch gesungen, abgesehen davon, dass niemand heute noch ihre Texte kennt?

[4] Lilienthal 2021.
[5] Siehe das aktuelle Forschungsprojekt des Sophie Drinker Instituts „Musikausbildung im NS-Staat".

Ich kann es nicht lassen zu erwähnen, dass ich das Glück hatte, am Anfang der Wiederentdeckung von Louise Farrenc als dilettantische Geigerin dabei zu sein, und zwar, als wir Anfang der 1980er Jahre im Bremer Uni-Orchester unter der Leitung von Klaus Mävers die 3. Sinfonie in g-moll von Louise Farrenc nach der von Freia Hoffmann aus Paris importierten autographen Partitur einstudierten. Das hinzubekommen, war ein verhältnismäßig ambitioniertes Projekt, das wir bei der Aufführung unbedingt zu feministischer Aufklärung nutzen wollten. Dazu erarbeiteten wir gemeinsam unter den Orchestermitgliedern erklärende Texte zur sozialen und gesellschaftlichen Situation von Frauen in der Entstehungszeit und Uraufführung der Sinfonie zwischen 1847 und 1849. Dies geschah schließlich um die 1848er Revolution, in einer Zeit des Aufbruchs und der Kämpfe um politische Emanzipation, zu der auch die turbulenten Anfänge der Frauenbewegungen in Deutschland und Frankreich gehörten. Freia trug vor, was sie damals zur Biographie der in ihrer Zeit erfolgreichen Künstlerin und Komponistin wissen konnte.

Alles in allem sind die Arbeiten am Sophie Drinker-Institut beispielhaft für eine Geschlechterforschung, die das Verschwinden oder Vergessen, die Ausgrenzung und systematische Diskriminierung von Frauen in der Musikgeschichte und Musikwissenschaft untersucht und mit ihren Ergebnissen wesentlich zur Veränderung des Musik- und Kulturbetriebs beiträgt. Diese Forschung – das ist ihr besonderes Profil – setzt bei den historischen und materiellen Bedingungen der Musikerziehung und Musikpraxis von Frauen im Unterschied zu Männern an. Sie untersucht die historischen, sozialen und biographischen Gegebenheiten, den historischen Wandel der Geschlechterrollen und entlarvt die männlichen Privilegien und Machtstrukturen in Familie, Kultur und Politik, die sich hinter einem großen ideologischen Gebäude, den neuzeitlichen ‚Wissenschaften vom Menschen' verstecken. Wie die Frauen- und Geschlechterforschung inzwischen umfassend belegen kann, haben diese nur Männern zugänglichen Wissenschaften – von der Philosophie über die Jurisprudenz, die Medizin oder die Biologie bis zur Soziologie – zusammengewirkt, um die andere ‚Natur der Frau' zu begründen und damit den Unterschied der Geschlechter und ihre Nachrangigkeit bzw. Unterordnung zu rechtfertigen.

Wie mächtig und konkret diese Übermacht und Gewalt im Geschlechterverhältnis war und bis heute erfahrbar ist, hat Freia Hoffmann in ihrer luziden Studie *Instrument und Körper. Die musizierende Frau in der bürgerlichen Kultur*[6] eindrucksvoll beschrieben. Ich greife diese musikwissenschaftlichen Erkenntnisse auf, um meine forsche Ankündigung über „die Verwirrungen feministischer Theorie", wenigstens sehr kurz gefasst, einzulösen.

Das Stichwort für meine theoretischen Überlegungen ist ‚Körper', und natürlich geht es um den weiblichen Körper, der in Freia Hoffmanns Untersuchung der Anlass für viele Beschränkungen, Anstandsregeln und Verbote ist, die Frauen das Musizieren auf bestimmten Instrumenten wegen Unschicklichkeit oder überhaupt zu verweigern. Zugleich wird darin ausführlich belegt, wie Künstlerinnen Widerstand leisteten und es ihnen wegen ihres Talents und ihrer Kunst dennoch mit der Zeit gelang, die sexuellen Phantasien und männlichen Wahrnehmungen zu ignorieren und sich im Konzertsaal oder auf der Bühne durchzusetzen. Ist der geschlechtliche Körper also ein unveränderliches biologisches Faktum, das uns auf Mann-Sein oder Frau-Sein festlegt, oder ermöglicht es die Anerkennung diverser geschlechtlicher Identitäten, die Körperlichkeit eines Menschen zu ignorieren? Seit 2024 erlaubt das neue Selbstbestimmungsgesetz die Entscheidung, über die eigene Geschlechtlichkeit durch Erklärung vor dem Standesamt selbst zu bestimmen.[7] Über die Bedeutung von Körper für das Geschlecht streiten sich die Vertreterinnen feministischer Theorien seit nun mehr als 30 Jahren.

Dass es nach mehr als einem halben Jahrhundert feministisch motivierter Einmischung in die Forschung sehr unterschiedliche Ansätze zur Kritik der Geschlechterdifferenz gibt, ist zweifellos positiv zu werten. Dabei ist wichtig, zwischen den verschiedenen Ebenen des Engagements oder den „Spielarten des Feminismus"[8] zu unterscheiden, und zwar zwischen Frauenbewegung, Geschlechterforschung und feministischer Theorie. Als eine soziale Bewegung ist die Frauenbewegung dadurch gekennzeichnet, dass sie nicht auf Dauer zu stellen ist. In der Geschichte des Feminismus spricht man daher von den verschiedenen „Wellen" der

[6] Frankfurt a. M. 1991.

[7] Vgl. hierzu Ute Gerhard, „Körper und Selbstbestimmung – Dissonante Diskurse", in: Anna Katharina Mangold/ Berit Völzmann (Hrsg.), *Geschlechtergerechtigkeit als Thema der Rechtswissenschaft*, Baden-Baden 2026, S. 49–67.

[8] Angelika Wetterer, „Gleichstellungspolitik im Spannungsfeld unterschiedlicher Spielarten von Geschlechterwissen. Eine wissenssoziologische Rekonstruktion", in: *Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 1/2 (2009), S. 45–60.

Frauenbewegung, deren verändernde Kraft auf immer neue Anstöße, mobilisierende Akteur:innen und besondere politische Gelegenheiten angewiesen ist. Zugleich ermöglicht diese Metapher zu verstehen, warum das Erreichen bestimmter Ziele, z.B. rechtliche Errungenschaften und gesellschaftlicher Wandel – im Bild der verschiedenen Wellen oder Strömungen – zu Stillstand oder „Flauten" führen kann.[9] Wenn wir heute also Fortschritte oder Bewegung in der Geschlechterfrage vermissen, so ist an ihre Stelle zumindest ein feministisches Alltagswissen getreten, das von einem neuen Selbstbewusstsein sowie eigenständigen Lebensentwürfen, nicht zuletzt sexuellen Freiheiten und einer gesellschaftlich anerkannten Vielfalt privater Lebensformen getragen wird. Vieles, wovon die Initiatorinnen der Neuen Frauenbewegung nur träumen konnten, ist für die meisten Frauen hierzulande heute selbstverständlich geworden, wie z.B. der gleichberechtigte Zugang zu beruflicher und akademischer Bildung und die erweiterten Handlungsmöglichkeiten in allen Lebensbereichen. Dieser alltäglich gewordene Feminismus stößt jedoch immer wieder an Grenzen. Denn die Unbekümmertheit im Umgang mit den neuen Spielräumen modernisierter Geschlechterarrangements verfliegt, wenn sich im Ernstfall herausstellt, dass die herkömmlichen Gewohnheiten und männlichen Strukturen der Macht und sozialer Ungleichheit widerständiger sind als angenommen.

Denn die Kontroversen um Feminismus als Theorie haben seit dem Beginn der 1990er Jahre in der Geschlechterforschung zu einer Grundsatzkrise geführt, die im elaborierten Widerstreit des akademischen Feminismus für viele nicht mehr verständlich ist. Meines Erachtens hat alles mit den Festlegungen und Missverständnissen um die Sex-Gender Unterscheidung begonnen. Seitdem die feministische Forschung mit der Umbenennung von Frauen- zu Geschlechterforschung ihre wissenschaftliche Seriosität unter Beweis stellen und sich gegen große Widerstände an den Universitäten etablieren konnte, hatte sie sich im internationalen Austausch auf Gender/Geschlecht als ein zentrales analytisches und die gesellschaftlichen Verhältnisse umfassendes Konzept verständigt. Der anglo-amerikanische Terminus ‚Gender' galt als kritische und zugleich „nützliche Kategorie" der Gesellschaftsanalyse, die „als konstitutives Element gesellschaftlicher Beziehungen" geeignet war, „die *wahrgenommenen*

[9] Ute Gerhard, „Auf und Ab. Oder weshalb es nach wie vor sinnvoll ist, von den ‚Wellen' der Frauenbewegung zu sprechen", in: *Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte* 82 (2026), S. 6–17.

Unterschiede zwischen den Geschlechtern“ als Machtbeziehungen kenntlich zu machen“[10].Für die kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen wurde damit eine Forschungsperspektive eröffnet, in der das bestehende System der Ungleichheit und Hierarchie im Geschlechterverhältnis eben nicht als naturgegeben und biologisch determiniert, sondern als sozial hergestellt und historisch veränderbar zu analysieren war. Diese Übereinkunft entsprach nicht zuletzt dem von Simone de Beauvoir für den Feminismus so eingängig formulierten Konsens: „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.“[11]

Auf der Reise des Konzepts ‚Gender‘ über den Atlantik aber wurde zugleich die konzeptionelle Unterscheidung zwischen Sex und Gender mitgeliefert, wobei Sex als das biologisch-körperliche und Gender als das sozial hergestellte Geschlecht verstanden wurden. Obwohl die Sex-Gender-Dichotomie als ‚traveling concept‘ im transnationalen Diskurs auf unterschiedliche Denktraditionen und historische Kontexte traf und damit in der Übersetzung durchaus Unterschiedliches bedeuten konnte, etablierte sich diese Terminologie als dominantes Theorem.[12] Wegen der Übersetzungsprobleme aber wurde im Deutschen wie in anderen europäischen Ländern oftmals lieber der Kunstbegriff ‚Gender‘ aufgegriffen, um damit die biologistischen Argumente zur ‚Natur der Frau‘ zurückzuweisen. Tatsächlich meint Sex, auf Deutsch Sexualität, ja nicht nur körperliche Aspekte. Der Begriff assoziiert ein Ensemble von Bedeutungen; neben dem geschlechtlichen Körper verweist er auf sexuelle Orientierung und Begehren, auf sexuelle Praktiken sowie auf Geschlechtsidentität. Im Anschluss an Michel Foucault, der Sexualität als mächtigen Diskurs, als eine regulative Macht beschreibt, die kein Subjekt und keinen Autor kennt, hat die Poststrukturalistin Judith Butler in ihrem Buch *Das Unbehagen der Geschlechter*[13] die konzeptionelle Unterscheidung zwischen Sex und Gender

---

[10] Joan W. Scott, „Gender. A Useful Category of Historical Analysis“, in: dies., *Gender and the Politics of History*, New York 1988, S. 42.
[11] Simone de Beauvoir, *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, Hamburg 1968, S. 265.
[12] Geschlecht hat im Deutschen mehrere Konnotationen, neben der grammatikalischen Kennzeichnung meint Geschlechter im Plural seit dem Mittelhochdeutschen auch das Menschengeschlecht (ähnlich wie im Französischen ‚genre‘ oder ‚genus‘ im Lateinischen); schließlich ist manchmal nur das einzelne, meist männliche Körperteil gemeint. Wegen solcher Übersetzungsschwierigkeiten wurde in anderen Sprachen oft das Fremdwort Gender im wissenschaftlichen Jargon bevorzugt (Vgl. Geneviève Fraisse, *Geschlecht und Moderne – Archäologien der Gleichberechtigung,* Frankfurt a. M. 1995, S. 41 und Toril Moi, *What is a Woman? And other essays*, Oxford 1999, S. 59ff., die nachweist, dass selbst im Englischen die Verwendung der Begriffe Sex und Gender nicht trennscharf ist und sich im Zeitverlauf unter den verschiedenen Autorinnen gewandelt hat (S.30ff.).
[13] Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a. M. 1991.

kritisiert und aufgehoben. Sie hat damit die von mir im Titel genannte Verwirrung feministischen Theoretisierens ausgelöst. Für Butler ist Sex, das anatomische Geschlecht, ebenso wie Gender, das soziale Geschlecht, diskursiv hervorgebracht, ein Effekt normativer Diskurse. Folgenreich war diese begriffliche Verschiebung und Deutung, weil damit auch das Subjekt und Zentrum des Feminismus, die ‚Frau' dekonstruiert, d.h. als politische Akteurin und theoretische Kategorie ausgeschaltet wurde, allenfalls mit Sternchen* benannt werden darf. Denn die Kategorie ‚Frau' in der Gegenüberstellung zum ‚Mann' bildet in der poststrukturalistischen Perspektive die Basis der normativen Zweigeschlechtlichkeit, eines Zwangssystems, das zur Diskriminierung und zum Ausschluss anderer Formen der Geschlechtlichkeit führe. Dieser Ausschluss, den Butler als „heterosexuelle Matrix" bezeichnet und historisch ganz unspezifisch voraussetzt – also auch nicht den Wandel in den privaten Lebensformen und die anerkannte Vielfalt geschlechtlicher Lebensweisen berücksichtigt – , betrifft alle diejenigen, die nicht die ‚natürliche' Funktion der Sexualität, gemeint ist die der Fortpflanzung, erfüllen. Es sind daher die queeren, abweichenden Formen der Sexualität, des sexuellen Begehrens und die mögliche Vielfalt geschlechtlicher Identitäten, die – so Butler – als anormal bewertet und „von möglichem Verstehen und Artikulieren ausgeschlossen" wurden. „…für sie und in ihrem Namen", so schreibt sie in ihrer Antwort auf die heftige Debatte, die *Gender Trouble* – der englische Titel ihres Buches – insbesondere in Deutschland ausgelöst hatte, „suchen wir ein erweiterungsfähiges und mitfühlendes Vokabular der Anerkennung."[14]

Zu Recht gilt Butler als Begründerin der Queerbewegung, denn es ist mit ihrer radikalen Kritik gelungen, das Wissen und das Verständnis für die „subversive Mannigfaltigkeit" der Geschlechtskörper zu erweitern und die Unrechtserfahrungen einer marginalisierten Gruppe von Menschen zur Sprache zu bringen. Mit dem erwähnten Gesetz zur Selbstbestimmung der geschlechtlichen Identität wird den unter der Abkürzung LGBTQ zusammengefassten, queeren Menschen schließlich auch Anerkennung und Gleichberechtigung zugesichert. Allerdings schweigt dieses Gesetz zu medizinischen geschlechtsangleichenden Maßnahmen und Eingriffen in die Körperlichkeit. Diese bleiben bisher eine Leerstelle bzw. moralische, nicht justiziable Frage.

[14] Judith Butler, *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Berlin 1995, S. 10.

In ihrer Antwort auf die heftige Kritik hatte die Autorin in *Körper von Gewicht* eingeräumt: Der Sinn der Unternehmung war, „Biologie als Schicksal, Biologie als Zwang zu überwinden, nicht aber um Feminismus als Praxis der Entkörperung zu betreiben."[15] Genau dies aber haben insbesondere Historikerinnen, die sich mit der Geschichte des Körpers befassen und sich ebenfalls gegen jede Festlegung auf die ‚Natur' oder eine unveränderbare ‚Biologie' wehren, ihr vorgeworfen.[16] Die Verwirrungen und der Schaden aber waren angerichtet. Denn Butler bleibt Philosophin, der es allein um eine durch Sprache, Sprechakte und ihre Wiederholung konstituierte Wirklichkeit geht, für die es kein Subjekt und kein Außerhalb braucht.

Daher empfiehlt es sich, noch einmal auf Simone de Beauvoirs Argumentation über das Frau-Sein und Frau-Werden zurückzukommen. Beauvoir spricht von „gelebter Erfahrung". Danach ist der Körper der Frau „eine Situation, er ist unser Mittel zur Erfassung der Welt", aber nicht unser Schicksal.[17] Er ist „der historische Bodensatz", auf dem unsere Art und Weise zu leben und unsere Freiheit zu handeln beruhen. Diese Freiheit ist nicht einfach gegeben oder grenzenlos, sondern durch spezifische historische, gesellschaftliche, politische Bedingungen und Erfahrungen geprägt. Doch diese Situation bleibt veränderbar und erweiterungsfähig, im historischen und gesellschaftlichen Wandel und im Zusammenwirken mit diskursiven und sozialen Praktiken. Genau dies hat Freia Hoffmann in ihrem Buch *Instrument und Körper* am Beispiel der musizierenden Frau für die sogenannte Schwellenzeit der bürgerlichen Gesellschaft zwischen 1750 und 1850 befreiend und überzeugend herausgearbeitet.

Gewiss wären noch weitere Kontroversen zu erörtern – Stichwort Identitätspolitik und Intersektionalität –, die die Geschlechterfrage in den Zusammenhang anderer Achsen der Differenz und Ungleichheit stellen. Doch genug! Die Notwendigkeit und Aktualität feministischer Gesellschaftskritik liegt auf der Hand. Es braucht Akteur:innen, die in der Anteilnahme und Sorge für andere über die Wahrung eigener Rechte und Eigenarten, kulturelle Differenzen oder identitätspolitische Zuschreibungen hinaus denken und bereit sind, sich für die notwendige radikale Transformation gesellschaftlicher Verhältnisse auch um „die Rechte der anderen"[18] zu kümmern. Um zu wechselseitiger Verständigung zu gelangen,

---

[15] Ebd, S. 10.
[16] Vgl. insbesondere Barbara Duden, „Die Frau ohne Unterleib. Zu Judith Butlers Entkörperung", in: *Feministische Studien* 11/2 (1993), S. 24–33.
[17] De Beauvoir, *Das andere Geschlecht*, S. 48–50; vgl. Moi, *What is a Woman?,* S. 59 f.
[18] Seyla Benhabib, *Die Rechte der Anderen,* Berlin 2017.

verweist Seyla Benhabib im Anschluss an Hannah Arendt auf das kantische Prinzip der „erweiterten Denkungsart“[19]. Es bedeutet die Fähigkeit, die Dinge nicht nur aus der eigenen Perspektive, sondern „an der Stelle jedes anderen [zu] denken”. Diese Fähigkeit ist unerlässlich, um daraus die Kraft zum Urteilen und zur Übereinstimmung zu gewinnen. Dieser Gedanke scheint mir gerade in intersektionaler Perspektive rechtspolitisch überzeugender als alt gewordene Appelle zur Solidarität.

[19] Seyla Benhabib, *Kosmopolitismus im Wandel*, Berlin 2024, S. 37.